

# Biehener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biehener Anzeiger (General Anzeiger).



## Der Radium-Vulkan.

Roman von St. E. White und S. S. Adams.  
Autorisierte Uebersetzung. — Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

„Was glauben Sie, Herr?“ fragte Thradles den Assistenten.

„Teufelsflammen!“ erwiderte Darrow kurz. „Auf der Insel geht's nicht mit rechten Dingen zu!“

„Teibelflammen!“ schrie der Nigger entsetzt.

„Ja, Teufelsflammen, und auch Teufel dazu, soviel ich weiß, aber ganz sicherlich Vampire. Habt Ihr schon mal was von Vampiren gehört, Doktor?“ wandte sich Darrow mit ernstem Gesicht an den Nigger.

„N-nein...“

„Na, Vampire sind also Weiber, wunderbar schöne Weiber. Sie haben leuchtende graue Augen und kirchrote Lippen. Treffst ihr sie, so sprechen sie euch an und begleiten euch nach Hause. Aber wenn ihr schlafst, reißen sie mit ihren scharfen Krallen ein kleines Loch in euren Nacken und saugen euch mit ihren roten Lippen das Blut aus. Manchmal nehmen sie auch die Gestalt von großen Fledermäusen an.“ Das harmlose Gesicht, mit dem er sich wie zufällig nach mir umdrehte, war so famos gemint, daß ich ihn am liebsten vor Vergnügen in den Rücken gepufft hätte.

„Uebrigens, Eagen, sind Ihnen nicht an den letzten Abenden die großen Fledermäuse drüben an der Klippe aufgefallen?“

„Wenn ihr nächstens wieder einmal große Fledermäuse seht, Doktor,“ wandte er sich wieder an den Nigger, „müßt ihr dicht 'rangeh'n und ordentlich aufpassen. Haben sie schwarze Augen, dann sind es richtige Fledermäuse; haben sie aber graue Augen mit roten Rändern, dann sind's Vampire. Erzählt mir, wenn ihr welche gesaugen habt! 's interessiert mich!“

„Ich nicht 'rangeh'n an Fleddermausen!“ knurrte der Nigger.

„Wo ist Selover?“ fragte Darrow.

„Er bleibt an Bord, weil er das Schiff nicht ohne Aufsicht lassen will,“ sagte ich.

„Das ist vernünftig. Und was haben Sie gemacht?“

„Schiff gereinigt. Gestern abend sind wir gerade damit fertig geworden.“

„Und jetzt?“

„Wir wollen das „Goldene Horn“ abwracken.“

„Sehr richtig. Wenn Sie Hilfe bei den Maschinen oder bergleichen brauchen, so rufen Sie mich nur!“

Er stand auf und steckte seine Laterne an.

„Hoffentlich geht es Ihnen gut dort oben, Herr?“ riskierte Handy Salomon in einschmeichelndem Tone zu fragen.

„Danke sehr, ausgezeichnet!“ antwortete Berch Darrow trocken. „Vergeßt mir nicht die Vampire, Doktor!“

Damit schwenkte er die Laterne und ging davon. Wir konnten das Lichtfünkchen verfolgen, bis es in der Schlucht verschwand.

Am nächsten Tage machten wir uns an das „Goldene Horn“. Voru befand sich eine verrostete Maschine, die wir auseinandernahmen und wieder zusammensetzten. Das war keine Kleinigkeit; denn alle Teile mußten zuerst gereinigt werden, und mit Ausnahme von Pulz und Perdosa, die wenigstens eine Ahnung von der Sache hatten, verstanden wir alle gar nichts davon. Ohne Berch Darrow wären wir niemals damit zustande gekommen. Als wir ihn das erste mal zu der Klippe führten, lachte er laut los.

„Kinder! Wie habt ihr es bloß angestellt, einfach alles verkehrt zu machen!“ wunderte er sich.

Er belehrte uns mit ein paar Worten, denen Pulz, Perdosa und ich aufmerksam lauschten; die andern, von der Ausichtslosigkeit der Sache überzeugt, hörten gar nicht einmal hin. Natürlich mißriet uns bei den nächsten Versuchen noch so manches, aber Darrow kam dreimal wöchentlich herunter, und so arbeiteten wir uns allmählich ein.

Auf diese Weise lernten wir den Assistenten nach und nach besser kennen, obgleich er uns in mancher Hinsicht stets ein Rätsel blieb. Niemand wußte recht, was man eigentlich von ihm halten sollte. Nicht allein, daß er die Leute nicht fürchtete, sie waren ihm offenbar äußerst gleichgültig.

Und dennoch bewies er ein gewisses Interesse für ihre Angelegenheiten und Bedürfnisse. Seine Kenntnisse in praktischen Dingen waren ungemein vielseitig. Ich erzählte Ihnen schon, mit welcher bis ins kleinste gehenden Genauigkeit er die Vorbereitungen für das Laboratorium getroffen hatte. Mit gleichem Scharfblick fand er allerlei Verbesserungen heraus, mit denen wir uns das Leben angenehmer gestalten konnten. Kapitän Selover lehrte er die Bereitung von Schmierseife aus einer bestimmten Art Seetang und mich weichte er in die Kunst des Angelns mit einem Knochenföder ein. Unser ganzes Lager baute er auf wissenschaftlicher Basis neu auf, so daß wir weniger Rauch, dafür aber schmackhaftere Speisen genossen. Dabei brachte er diese Belehrungen stets in einem leicht belustigten Tone vor, als ob sie eigentlich viel zu einfach wären, um überhaupt der Erwähnung zu bedürfen.

Endlich war die Maschine gereinigt und auf der Spitze der Klippe wieder zusammengesetzt. Der Nigger brannte ein Feuer darunter an, der Kapitän spendierte Grog und mit Hurrageschrei setzten wir sie in Gang, aus purem Vergnügen am Drehen der Räder.

Unsere nächste Aufgabe bestand darin, Posten einzurammen, um die wir unsere Tawe schlangen, dann zogen wir das „Goldene Horn“ stückweise auf die Klippe.

Die Ladung war durch die Rässe stark beschädigt, es befand sich zum Glück aber kein Alkohol darunter, wofür

ich dem Himmel im Stillen dankte. Wir öffneten die Kisten, probierten die verschiedensten darin befindlichen Kleidungsstücke und eigneten uns allerlei Krimskräms an.

Auch einige Waffen entdeckten wir, doch war die Munition verdorben. Verbosa erzielte nach vierzig- bis fünfzigmaligem Besagen ein schwaches Aufblitzen und einen scharfartigen Knack, mit dem das Gewehr in tausend Stücke sprang, so daß ihm nur der Schaft in der Hand blieb. Ein paar Konserven in Blechbüchsen waren noch genießbar. Einen Haufen Hartholz, etwa tausend Fuß Ankerkette und einen ziemlich guten Anker konnten wir als Prachtstücke unserer Ausbeute betrachten. Aber auch den unbrauchbaren Rest hielten wir herauf, bis nichts mehr übrig blieb. Dann verstaute wir die Maschine, und waren fertig...

Acht Monate lang waren wir auf diese Weise ganz glücklich und zufrieden gewesen!

Bisher pflegte Kapitän Selover wenigstens einmal des Tages an Land zu kommen, blieb aber meistens abseits stehen. Ich bemühte mich dagegen, den Anschein zu erwecken, als ob ich mit ihm verhandelte, um die Leute in dem Glauben zu erhalten, daß ich nur seine Befehle ausführte. Während der letzten Tage des Abwradens hatte er seine Besuche eingestellt. Beunruhigt ruderte ich bei nächster Gelegenheit zum Schiff hinüber, wo ich ihn wie gewöhnlich untätig am Hauptmast lehrend antraf.

„Wir sind fertig,“ sagte ich.

Schweigend blickte er mich an.

„Wollen Sie nicht rüberkommen und sich die Sache ansehen, Kapitän?“

„Ne — ich gehe nicht mehr an Land!“

„Was?“

„Ich gehe überhaupt nicht mehr an Land,“ wiederholte er starrköpfig, „nun wissen Sie's! Das halt' ein anderes aus! Tun Sie, was Sie wollen. Sehen Sie, wie Sie mit der Hande fertig werden! Ich bin ein Schiffskapitän, aber kein Dockaufseher. Ich tu' es nicht — um keinen Preis der Welt!“

Voller Entsetzen starrte ich den total zusammengebrochenen Mann an.

„Mein Gott, Mann! Sie müssen aber — Sie müssen!“ schrie ich.

„Ich will aber nicht! Damit basta!“ Sprach's, drehte sich schwerfällig auf dem Absatz um, und verschwand in der Kabine.

Niedergeschlagen ruderte ich an Land, fand aber nach Ueberlegung meine Ruhe leidlich wieder. Schließlich hatte ich mit den Leuten acht Monate lang zusammen gelebt, und in der ganzen Zeit waren sie brav wie Schuljungen gewesen. Ohne zu murren, hatten sie schwer gearbeitet und sich am Lagerfeuer aufs Beste vertragen. Mein erster Eindruck hatte sich verwischt. Wenn ich jetzt mit einem, wie ich annahm, klareren Ueberblick über die Zwischensälle während der Fahrt nachdachte, fand ich sie nichtsfagend — erklärliche Aufgeregtheiten, durch den abergläubischen Rigger hervorgerufen, ein bißchen Großsprecheri — was bedeutete das schließlich! Denn sicherlich würde nicht jede Mannschaft acht Monate lang so harte Arbeit verrichtet haben, ohne sich dagegen aufzulehnen.

Hierin täuschte mich meine Unerfahrenheit. Später erst begriff ich, welche wunderbare Macht Kapitän Selover zugleich mit seinen leeren Branntweinflaschen über Bord warf. Möchten die Leute auch unten im Mannschaftsraum murren und Komplote schmieden: wenn Kapitän Ezra Selover ihnen befahl, zu arbeiten, so arbeiteten sie! Acht Monate hindurch hatte er es getan und sie, ihrer früheren bösen Erfahrungen eingedenk, hatten pünktlich gehorcht.

Nun war ich plötzlich meiner Hauptstütze beraubt. Ein Schurke war Kapitän Selover freilich immer gewesen, aber ein erfolgreicher und mutiger. Die tollsten Sachen hatte er gewagt und die gefährlichste Mannschaft im Banne gehalten. Wer konnte sich denken, daß ein winziges Stückchen Land und sechs Monate Stilliegens ihn so verwandeln würden? Doch ich glaube, es gibt mehr derartige Fälle im Leben. Ein Mann und seine Arbeit bedeuten zusammen unter Umständen viel; getrennt sind sie oft beide unbrauchbar. Das Bindaglied fehlt —

Der erste Akt meines Regierungsantritts war die Verkündigung von Feiertagen. Ich hoffte, daß die Insel den Leuten für eine Weile Zeitvertreib bieten würde, ehe ich ihnen weitere Arbeit geben konnte. Sie schlugen sofort einen Ausflug ins Innere vor.

Wir begannen mit der Westküste. Nach einem beschwerlichen Marsche von drei bis vier Meilen an wild zerklüfteten Felsen entlang, wo wir tiefer und breiter Einschnitte wegen oft große Umwege machen mußten, gelangten wir zu einem andern, ebenfalls nur kurzen Strande, dem eine Reihe von Sandbänken vorgelagert war, auf denen sich Hunderte von Seevögeln sonnten. Unser Anblick schien sie nicht zu erschrecken, vielmehr kam ein alter, narbenbedeckter Burische gerade auf uns los.

Wir ließen ihn in Frieden, erstiegen die Klippe und sahen ein breites, liebliches Tal vor uns, das sich weit ins Innere erstreckte. Hier war der jüngere Lavaström abgelaufen. Nur ein paar schroff emporragende rote Felsstücke erinnerten noch an den ursprünglichen Ausbruch. Eine bereits mit Gras bewachsene Erdschicht deckte das Gestein. Hier und da standen vereinzelt Bäume auf der grünen Fläche. An den Abhängen mischten sich in das bichte Unterholz Kakteen und andere halbtropische Gewächse. Bei unserm Nahen flatterten eine Anzahl farbenschillernder Vögel auf.

Pfötzlich stand Handy Salomon, der uns voraus war, still und wies nach dem Gipfel des Hügels, wo man deutlich Tiere sah.

„Wenn das nicht Hammel sind,“ sagte er, „dann ist der Deuwel 'n Priester.“

„Schafe!“ schrie nun auch Thradles. „Wo kommen die her?“

„Vom 'Goldenen Horn', meinte ich. „Erinnert ihr euch noch des großen, leeren Decks vorn? Dort waren sie wahrscheinlich untergebracht.“

Nach frischem Fleisch begierig, versuchten die Leute nun, die Schafe einzukreisen. Aber diese waren schon wie Rehe geworden, und es sah unendlich komisch aus, als die Jäger mit offenem Munde, das Messer in der Faust, den Tieren nachstarrten, die behende zwischen ihnen durchschlüpfen.

„Lassen Sie sich von Alten eine Flinte geben!“ schlug Pulz vor. „Damit wir mal was anderes als Pöckelfleisch und Fische zu essen bekommen.“

Ich nickte.

Bei der Rückkehr schlugen wir den Weg über das Oberland und die Schluchten ein, wobei wir plötzlich das Tal mit Doktor Schermerhorns Lagerplatz gerade unter uns sahen. Der Dampf, der aus den vulkanischen Abzugslöchern drang, gestattete nur ab und zu einen Blick auf die Gebäude. Jetzt entdeckten wir auch Percy Darrow, der in Pumphosen und mit aufgekrempelten Ärmeln geschäftig eine Retorte zu einem der Miniaturkrater trug, dort niederkniete und eine auf die Entfernung nicht erkennbare Prozedur vornahm. Keine Gefährten drehten sich fast die Hälse aus und starrten wie hypnotisiert nach ihm hin. Als er nach einigen Augenblicken fertig war und mit der Retorte vorsichtig nach dem Laboratorium zurückkehrte, richteten sie sich feuzend auf.

„Man könnte ganz gut dort hinunterklettern,“ sagte Verbosa endlich.

„Wozu?“ fragte ich scharf.

„Quien sabe? wer weiß...“ antwortete er achselzuckend.

Auf dem Rückwege sprachen wir kein Wort. Der Anblick Darrow's und seiner geheimnisvollen Beschäftigung hatte uns alle daran erinnert, daß unsere Expedition einen Zweck hatte, der uns noch immer unbekannt war. Mich nahm das aufregende, abenteuerliche Leben und die dringende Not der Stunde derart in Anspruch, daß ich ganz vergessen hatte, weshalb ich eigentlich hier war. Doktor Schermerhorns Absichten waren mir bis jetzt genau so unergründlich geblieben, wie im ersten Augenblick.

An jenem Abend wurde kein Garn am Lagerfeuer gesponnen. Im Schein der Flammen sahen des Riggers mürrische Züge wahrhaft unheilvoll aus, und Pulz' blaßes, nervöses Gesicht war eine echte Verbrecherphysiognomie. Thradles' grobe, bullboggennähnliche Züge trugen einen Ausdruck verbissener Wut, und bei Verbosas mexikanischem Gesichtsschnitt mußte man sofort an wohlgezielte Messerschnitte in den Rücken denken. Handy Salomon aber sah, wie er so die Ellbogen aufgestützt, lang ausgestreckt dalag, mit seinem roten Kopfschopf, dem geringelten Haar, der Habichtsnase, den flackernden Augen und der Falkenhand wie ein Seeräuber aus alten Zeiten aus.

Rauchend, mit weitentrückten Augen starrten alle ins Feuer, bis mir die Stille auf die Nerven fiel und ich wußte...

geduldig aufstand, um ein Stück am Strand entlang zu wandern, wo die Sterne sich in den Wasserlachen spiegelten. Die schwarzen Umrisse der Hügel zeichneten sich undeutlich gegen den nächtlichen Himmel ab. Der weiße Schaum der Brecher leuchtete aus dem Dunkel und von der „Vaughing Bay“ glitzerte ein Lichtfünkchen. Da entdeckte ich plötzlich dicht vor meinen Füßen einen Gegenstand, den die Wellen an Land gerollt hatten. Ich hob ihn auf. Es war eine leere Brauntweinflasche.

(Fortsetzung folgt.)

### Ein Fliegerkampf.

Von Wolfgang Martin.

Zu dem dieser Tage gemeldeten Selbsttod des Fliegerleutnants Mulzer geht uns die nachstehende Schilderung zu: Vor der Vorettoböhe. Wir liegen in Ruhestellung. Es ist Abend; ich stehe unter der Haustür und unterhalte mich mit der Tochter meiner französischen Quartierwirtin. Gerade über dem Dorf, kaum tausend Meter hoch, zieht ein englischer Flieger seine Kreise; gelassen erwarten wir den obligaten Abendsegen. Unsere Artillerie hüllt hinauf, natürlich vergebens.

Widlich stürzt hoch oben aus einer Wolke ein kleiner Silbervogel von der Gattung „Kampffler“ wie ein Falke auf den Engländer herab, schon ist er fünfzig Meter über ihm, — tad, tad, hämmert sein Maschinengewehr. Jetzt erst wird der Briten der Feind gewahr. Sofort gibt er Tiefensteuer, stürzt auf fünfshundert Meter herab, um aus dem Feuerbereich des Gegners zu kommen — umsonst, der Flieger stürzt nach.

Ein wahnsinniges Weiden, Steigen, Sichüberstürzen, Derabsinken beginnt. Zivilbevölkerung und Soldaten eilen aus den Häusern, das schwindelnde Schauspiel zu verfolgen. Verzweifelt müht sich der Engländer ab, um aus der Garbe des Deutschen zu kommen, ihn vielleicht in die eigene zu bringen. Alles vergebens! Der Flieger läßt sein Opfer nicht mehr los. Immer hat er den äußeren Kreis, immer schwebet er dem Rotring der Weg ab, wenn er ausbrechen will, immer knattert sein Maschinengewehr. Wir hören die Geschosse durch das Gehänge prasseln, hell auf den Motor aufschlagen!

Da bricht aus dem Hinterteil des Engländers eine lange Stielflamme hervor: der Benzinkessel brennt! Die Weiber und Kinder auf der Straße schreien, weinen, beten und gebärden sich wie wahnsinnig; wir schwenken unsere Mägen: „Hurra!“ Der ganze Schwanz des Flugzeugs steht in Rauch und Flammen, trotzdem ergibt der zähe Sohn Wien sich nicht. Alle Hochachtung! Längst hat der Flieger das Feuer eingestellt, nun schraubt er sich wieder hoch und steigt der Front zu. Steil stürzt der Engländer jetzt herab; er wird mitten auf die Dorfstraße fallen. Da — kaum dreißig Meter hoch, fängt er sich wieder und setzt im Weitflug völlig brennend hart auf die Wiese. Wir, so schnell uns die Beine tragen, darauf los. Das wäre uns aber beinahe schlecht bekommen. Auf einmal begann der brennende Apparat zu pfeifen und zu hüllern — zischend schwirrte es uns um die Köpfe; infolge des Feuers begannen die Maschinengewehrpatronen zu explodieren. Teufel, wenn der Bomben bei sich hat, müssen sie ja im nächsten Augenblick freipieren! Und schlaunigt nahmen wir in einem freudloserröthelichen Geruch anzuwenden Straßengraben Deckung. Aber da vernahmen wir verzweifelte Hilferufe. Das Feuer hatte den Führersitz des Fernanapparates ergriffen und die Insassen näherten sich loszukommen. Dem Führer war nicht mehr zu helfen; der Schutzhülle hatte sich abgeschmolzen und entfiel, an den Beinen brennend, dem Flugzeug, machte einen Schritt, taumelte und fiel mitten in die Flammen. Aber jetzt zum Rückzug mit Bomben und Patronen! Wie der Blitz waren wir dort, packten den Mann und schleiften ihn in den Graben. Er hatte einen Hunger-, Rauch- und Weinschuh und starb uns unter den Händen. Er war höchstens achtzehn Jahre alt. Der Apparat verbrannte bis auf den rechten Flügel.

Am nächsten Abend meldete der Tagesbericht: Leutnant Mulzer schoß gestern bei Bens sein neuntes Flugzeug ab. . . .

### Eine Tragödie auf dem Grunde des Meeres.\*)

„Es war der 1. Februar des Jahres 1851, ein trüber, düsterer Tag, düstig, wie ja Ihr Seelenste sagt. Da fuhr der „Küstenbrander“, wie Bauer sein Boot genannt hatte, hinaus, um in die Tiefe der See zu tauchen und sich aus ihr zu erheben. Ein schweres Bangen ging durch die Werten, die dem Schiff das Geleite gaben. Bleich, stumm war Bauer, der somwies wie ein Wbet aussah, in sein Boot gestiegen. Er hatte ein Recht bleich zu sein, denn das Schiff war nicht annähernd so gebaut worden, wie er es beabsichtigt hatte. Man hatte geknappst, man wollte nicht so viel Geld auf eine so unsichere Sache riskieren.

\*) Aus dem bei Otto Janke, Berlin, erschienenen Buche: „U-Deutschlands Fahrt“ von Dr. Fritz Stawronnek.

So war er gezwungen gewesen, um überhaupt bauen zu können, schwächer zu bauen, als es nach seiner Berechnung nötig war. Das Wasser mußte nicht, aber es konnte die Platten und Planken seines Schiffes durchbrechen und es brach durch, denn unglücklicherweise war Bauer gerade noch an die Stelle gegangen, wo die Förde am tiefsten war, 50 Fuß.

Das Wasser drückte allmählich die Planken ein. Es siderte in das Boot, strömte ein und überflutete alles. Er und seine zwei Begleiter sahen sich einem dreifachen Tod gegenüber: Ertrinken, Ertrinken oder von dem Wasser zerdrückt und zermalmt zu werden. Zum Ueberflut kam noch der schwere Eisenballast infolge der schlechten Lage des Bootes ins Rutschen und drohte, die Insassen zu erschlagen!

„Mörder, Mörder,“ schrien die beiden Begleiter dem unglücklichen Gefährten zu und der eine sprang auf ihn ein, um wahnsinnig vor Angst und Wut, ihm sein Messer ins Herz zu stoßen. Mit seinem Terzerol, das zum Ueberflut gar nicht geladen war, hielt Bauer diesen ersten Mörderer unter See von sich ab: „Laßt hoch, wartet hoch,“ rief er den beiden zu, „wartet Ihr nicht, wie das Wasser die Luft zusammenpreßt, wißt Ihr nicht, daß diese Luft unser Gefängnis sprengen und so das Wasser, das uns bedrängt, zu unserem Befreier werden läßt. Wartet und betet.“

Da lasten und stammelten die beiden, die nicht mehr hinhinten konnten, weil ihnen das Wasser bis über die Brust ging, mit herausquellenden Augen und leuchtender Brust ihre Gebete. Aber beten allein tat es nicht, man mußte selber noch helfen! Man stieß und stieß und stieß, und endlich nach drei qualvollen Stunden gelang es, die Kule nach außen zu stoßen. In demselben Augenblick wurden die drei vom Wirbel erfasst und schnellstemp empor.

Oben hatte man auf das Auftauchen des U-Bootes angloswoll gewartet. In einer Viertelstunde wollte es an die Oberfläche zurückkehren und nun gingen Viertelstunden und halbe und ganze Stunden vorüber, eine namenlose Angst faßte alle, und als die dritte Stunde vorüber war, da war mit ihr auch die letzte Hoffnung begraben. Was konnten die zur Rettung herbeigeeilten Boote noch nützen?

Ratlos stand man der Katastrophe gegenüber. Schließlich versammelte Professor Christianfen, Bauers Freund, die Boote um sich. Alle die Seeleute und alle, die da verammelt waren, um dem so entsehrlich mißglückten Versuch beizuwohnen, entblöhten ihr Haupt und Christianfen, am Bug seines Bootes stehend, hielt den drei Toten dort in der Tiefe, den Nachruf.

Da mit einmahl ein Gluckfen, ein Sprudeln und Schäumen und die von der Druckluft aus dem Boot förmlich Geschossenen tauchten nhten zwischen den Booten auf, alle drei lebend, alle drei wie durch ein Wunder gerettet. Das Boot aber selbst blieb 30 Jahre in der Tiefe noch liegen und wurde erst als vollständig mit Muscheln und Lang überzogenes Braak geborgen.

„Ich will,“ sagte der Professor, der unter atmosen Schweigen seine Erzählung beendet hatte, „nicht durch langatmige Ausführungen ermüden. Interessieren dürfte es Sie aber doch, falls Sie es vergessen haben, daß dieses Braak hier in Bremen in den neunziger Jahren auf einer Schifffahrtsausstellung gezeigt und später vom Kaiser angekauft wurde. Jetzt zieht es meines Wissens bei Hof des Instituts der Meereskunde in Berlin und sollte von Mechts wegen das Meffa, der Wallfahrtsort, aller unserer U-Bootsleute werden.“

### Unsere Kriegsstoff.

Den Blättern für biologische Medizin entnehmen wir die folgende bemerkenswerte Erklärung:

Die Volksernährung im Kriege soll sein einfach, aber nahrhaft und gesund. Alle verfügbaren Nahrungsmittel sollen in möglichst natürlichem Zustand verwendet werden, nicht durch Kunstfeleien entwertet und verteuert. Trotzdem werden wir im Winter viel Dauerstoff (Konserven) nötig haben.

Im Frieden waren wir an eine großstädtische Ernährungsweise mit viel Fleisch, Eiern, Milch, Feinmehl, Zucker und Fett gewöhnt, in Verbindung mit einer sonstigen verweichlichenden Lebensweise. Jetzt hingegen müssen wir uns halten an grobes Brot, Getreide, Kartoffeln, Hülsenfrüchte, Gemüse, Käse und Obst, mit sehr wenig Fett und Fleisch. Diese Kost, wenn langsam gegessen und gut gekaut, ist der Gesundheit durchaus förderlich. Sie verträgt sich aber nicht recht mit unserer bisherigen Lebensweise, da sie vom Körper foguzogen erst „erarbeitet“ werden muß, wozu ein verstärkter Kraft- und Stoffwechsel gehört. Deshalb erfordert sie eine Veränderung unserer geanteten Lebensweise, nämlich eine stärkere Muskelbetätigung, Abhärtung der Haut durch Wasser, Luft und Licht, häufiges Trisatmen in möglichst reiner Luft. Die meisten Menschen müssen also jetzt umlernen und sich umgewöhnen.

Keine Kinder gewöhnen sich besonders schnell an eine herbere, pflanzliche Kost, ein Beweis dafür, daß sie durchaus naturgemäß ist. Mit etwas guter Milch, die der gesunde Erwachsene nicht benötigt, gedeihen sie in gesunder Luft und bei guter Pflege meist vorzüglich.

Im allgemeinen gilt es also, die Ernährungs- und Lebensweise unserer Voreltern wieder anzunehmen, bei welcher sie auf dem Lande gesund und stark geworden sind. Dabei wird man auch halb herausfinden, daß alkoholhaltige Getränke, starker Kaffee und viel Tabak leichter entbehrt werden können, ohne daß unser Lebensgenuß im

geringsten geschmälert wird. Im Gegenteil! ein zunehmendes  
Behandlungsgefühl, wie wir es früher kaum für möglich gehalten  
hätten, ist erfahrungsgemäß die Folge, mit alle noch schimmernden  
und sonst geminderten Körperkräften und seelischen Energien auf  
den Plan und steigert Lebensmut und Tatkraft bis zu den äußersten  
Grenzen, wie es heute die Lage der Nation erfordert.

### Vermischtes.

\* Einen großen Künstler entdeckt hat, wenigstens  
für sehr weite Kreise unseres Vaterlandes, Dr. Franz Servaes in  
seinem Aufsatz im Septemberhefte von Behagen & Klasing's  
Monatshelten. Es ist der Maler Fritz Boehle in Frankfurt.  
Jeder Modegröße läuft man heute nach, von Fritz Boehle aber ist,  
außer einer kleinen Gememde, die jedes seiner Mäler aufkauft, bei  
den künstlerischen „Wettermachern“ wenig und nur mit einem ge-  
wissen Nachsehen die Rede. Dabei hat alles, was Boehle schafft,  
künstlerische Qualität und einen geradezu starren Eigencharakter,  
lauter Eigenschaften, die man sonst zu schätzen versteht. Aber Boehle  
ist nicht „interessant“, denn er ist gesund, fokettiert nicht mit Nerven  
und ist nicht ein bißchen pervers. Ueberdies ist er so deutsch, daß  
es schon beinahe anstößig wirkt. Mit Tzouma, mit Trübner, mit  
Klinger, von denen ihn doch wieder manches trennt, ist Boehle zu  
nennen; auch mit Leibl und Marxes, und erst recht mit Dürrer und  
Hohlwein. Was bei diesem Künstler stets von neuem paßt, ist die  
Größe und Redlichkeit seiner Auffassung, ist die Wacht seiner Dar-  
stellung. Gleich in den frühesten Radierungen tritt das hervor und  
ist des Künstlers Kennzeichen geblieben bis auf den heutigen Tag.  
Geradezu plastisch ist bei ihm die Wirkung von Tier und Mensch.  
Seine Pferde und Bullen prägen sich besonders ein. Das ist ein  
Geschlecht wie aus Urweltzeiten, wohlgenährt, mit mächtigen Köpfen  
und starken Gliedmaßen, tragfähig und jugkräftig und wie von  
einem Gefühl persönlicher Würde erfüllt. Vor allem liebt Boehle,  
wie ehemals Bouvermann, den Schimmel. So wenig Boehle  
bisher in weite Kreise gedrungen ist, so groß wird das Erstauen  
dereinst sein, wenn man einmal den beträchtlichen Umkreis seines  
Schaffens zu überschauen vermag. Heute ist dies nur annähernd  
bei den Radierungen der Fall, deren Faßt über sechzig beträgt, und  
den Lithographien, die man auf zwanzig bis dreißig schätzen darf.  
Auf diesem Gebiete ist der Erfolg des Künstlers bereits gesichert.  
Ältere Radierungen, die man ehemals für dreißig bis fünfzig  
Mark erwerben konnte, werden heute, wenn sie überhaupt erlangbar  
sind, mit tausenden aufgewogen. Dies ist sehr wohl begreiflich.  
Steht doch Boehle unter seinen heutigen Genossen wahrhaft als ein  
auch den Größten gleichgeordneter Hero da. Und wenn über-  
haupt im letzten halben Jahrhundert der Marktwert der Graphik  
allseitig gestiegen ist, so ist es nicht mehr als gerecht, daß Boehle  
an dieser sich hebenden Nachfrage und Vertikähung seinen bedeut-  
samen Anteil hat. Es wird geradezu Pflicht unseres Volkes sein,  
meint Dr. Franz Servaes zum Schluß seines Aufsatzes in Be-  
hagen & Klasing's Monatsheften, diesen Künstler, der  
einer ihrer edelsten Söhne und monumentalsten Begabungen ist  
und in dem unsere glorreiche Vergangenheit wie in einem neu  
lobenden Brennpunkt wieder auflebt, mit vollem Bewußtsein sich  
anzueignen und in seiner vorbildlichen Bedeutung zu erkennen.  
Und mag es nicht ohne persönlichen Verschanden des eigenartigen  
Mannes geschehen sein, daß er jetzt hupsagen im Winkel steht, kein  
Schaffen jedenfalls darf nicht länger im Schatten bleiben: Fritz  
Boehle gehört an die freie Sonne!

Die ältesten zoologischen Gärten der Erde.  
Die ältesten zoologischen Gärten der Welt befanden sich, wie die  
neuesten zusammenfassenden Untersuchungen ergeben haben, in  
Aegypten. Vor 3500 Jahren, unter den Pharaonen, zur Regie-  
rungszeit Totmes I., wurden die ersten zoologischen Gärten ge-  
gründet. Und zwar war es eine Frau, die Tochter des Herrschers  
Totmes, der man diese Tat verdankt. Die Prinzessin hatte eine  
Expedition ins Somali-Land gesandt, die eine Sammlung fremder,  
seltsamer Tiere mitbrachte, wie sie im Dunkel der Zeiten noch nie-  
mals die heiligen Tempelgärten der Pharaonenvwelt betreten hatten.  
Das Interesse galt damals aber sicherlich weniger der zoologischen  
als der religiös-mythologischen Bedeutung des Unternehmens. Nach  
der feierlichen Einweihung wurde ein Tempelfest veranstaltet, bei  
dem 60 000 Tiere vor den Götterstatuen vorbeiziehen mußten, was  
beweist, daß die alten Aegypter nicht nur großzügig im Bau ihrer  
Pyramiden und Sphinxen waren, sondern auch bei ihren Festfeiern,  
und wo es galt, neue Institute ins Leben zu rufen.

\* Für die Küche. Wie uns mitgeteilt wird, geben die  
Blätter der Roterüben, wenn sie wie Spinat zubereitet werden,  
ein vorzügliches und wohlgeschmeckendes Gemüse. Sie verlieren beim  
Kochen die rote Farbe und werden grün wie gekochter Spinat.

\* Die Kohlrübe und ihre Verwendung. Eine  
unserer anspruchslosesten Gemüsesorten ist die Kohlrübe, auch wohl  
Brude genannt. Wir Hausfrauen schätzen sie schon allein ihres  
verhältnismäßig stets niedrigen Preises wegen. Freilich erst in  
den letzten Jahren hat sie die ihr zukommende Stelle in unserer  
Haushalt bekommen. Die Kohlrübe, die im April gefät, im Juli  
ausgepflanzt ist, erreicht bis Oktober in nicht gar zu magerem

Boden eine stattliche Größe. Man kann sie in luftigen Bager-  
räumen im frostfreien Keller oder in einer Erdmitte ohne die  
Mühe überwinteren. Im Nährwert steht die Kohlrübe den Wurzel-  
gemüsen gleich. Sie enthält 1,0 Prozent Eiweiß und 6,0 Prozent  
Kohlehydrate. Ihre Verwendbarkeit ist sehr groß, ganz  
besonders als Zugabegemüse und in Suppen aller Art. Mohrrüben,  
Kohl, Erbsen, Bohnen, Linsen, Sellerie lassen sich wie selbstredend  
Kartoffeln sehr wohl mit der Kohlrübe zusammen verwenden,  
Ebenfalls eignet sie sich in gleicher Zusammenstellung für Suppen  
aller Art. Aber auch als Zusatz für Marmeladen ist die Kohlrübe  
zu empfehlen und leistet auf dem Gebiete dasselbe wie ihre Ver-  
wandte, die Mohrrübe. Da der Preis der Kohlrübe auch in diesem  
Jahre ein niedriger sein wird, kann man möglichst große Ver-  
wendung zur Streckung der anderen Gemüsesorten, zur Streckung  
unserer Obstarmelade nur sehr empfohlen werden.

\* Deutscher Reis. Diesen Namen verdient die Hirse,  
welche berufen ist, den ausländischen Reis in weitem Maße zu er-  
setzen. In richtiger Zubereitung schmeckt sie ebenso gut wie Reis;  
am Nährwert übertrifft sie ihn bei weitem. Hirse enthält gefät:

Eiweiß . . . . .	11,3 v. H.,	Reis nur 8,0,
Fett . . . . .	3,6	1,0,
Nährsalze . . . . .	2,3	1,0,
Kohlehydrate . . . . .	67,3	76,5,
Wasser . . . . .	11,3	13,0.

Dem Ueberhang an Kohlehydraten im Reis steht der viel wert-  
vollere Mehrgesalt der Hirse an Eiweiß, Fett und Nährsalzen gegen-  
über, während zugleich ihr Wassergehalt geringer ist. Alles in  
allem ist sie also ein wertvolleres Nahrungsmittel als Reis und  
ebenso leicht verdaulich. Hirse sollte deshalb in Zukunft wieder viel  
mehr angebaut werden und wieder wie bei unseren Voreltern zu  
Ehren kommen. Dann können wir auf Reis gut verzichten. Hirse  
kann in der Küche zu allen Zwecken wie Reis verwendet werden.  
Ihren schwach bitterlichen Betgeschmack entfernt man durch schnelles  
Abbrühen. In Wasser gekocht, quillt sie rasch und ausgiebig und  
behält ihre lönnige Form, was vielen angenehm ist. Milch da-  
gegen wirkt verhärtend auf Hirse. Sie quillt darin schwer auf, wie  
übrigens auch Reis, und sollte deshalb stets in Wasser halb weich  
gekocht werden, ehe man Milch zusetzt. Zudem ist Hirse außer-  
ordentlich ergiebig; für vier Personen ergibt ein Viertelpfund eine  
dicke Suppe; ein halbes Pfund mit einem Pfund Äpfel ein Ge-  
richt, das Aepfelreis an Wohlgeschmack vielleicht übertrifft. Der  
hohe Eiweißgehalt der Hirse macht sie für fleischlose Mahlzeiten  
hervorragend geeignet.

### Gießener Hausfrauen-Verein.

Wochen-Küchenzettel.

- Sonntag: Tomatensuppe, Kalbsbraten, Kartoffeln und  
Zweifelnmus.
- Montag: Kartoffelsuppe, Weißkraut, Kartoffeln, Braten-  
reste.
- Dienstag: Hafermehlsuppe,\*) Zwetschenknödeln.
- Mittwoch: Bohnensuppe, Kartoffelpuffer, Apfelsmus.
- Donnerstag: Knorr's Köninginsuppe, Griesmus, Himbeer-  
torte.
- Freitag: Grünkernstodensuppe, Sering und Kartoffeln,  
Gurke.
- Samstag: Brodsuppe, Kartoffelgemüse.

\*) Zwetschenknödeln von Kartoffelteig. Gekochte Kartoffeln  
auf dem Rindfleisch heiß zerdrückt, 1 Ei oder Eierfab, etwas Salz,  
Mehl soviel als die Kartoffeln annehmen und ein feiner Teig  
gemacht. Knödeln geformt, drückt man in die Mitte eine frische  
Zwetsche, kocht sie in Salzwasser und mit Semmelbröseln bestreut.

### Scherzrätsel.

Als neugeborener Kerkel,  
Die erste Nacht in der Kaserne,  
Verlor ich allen Uebermut:  
Zum Kampf sehnt' ich mich in die Ferne.

Die fremden Menschen rings umher,  
Das sind nun deine „ersten beiden“.  
Daran gewöhnt ich mich nur schwer,  
Doch trat mich bald ein größ'eres Leiden:

Sie holten mich beim Kerzenschein  
Nachts aus dem Bett, trotz meiner Bitten,  
Und lachend weichten sie mich ein  
Mit jenem fürchterlichen „Dritten“.

Das war zwar keine Seligkeit,  
Doch weil wir für „eins-zwei“ nun galten,  
So haben wir seit jener Zeit  
Das Ganze treulich uns gehalten.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Dogogriphs in voriger Nummer,  
Stein, Etern.